

Leseproben aus:

Der Ritt auf dem Ochsen oder Auch Moskitos töten wir nicht

Auf dem Truppentransportschiff nach Vietnam: Reinhard und Miroslav über ihre Kindheit und Jugendzeit

Einmal öffnete ich ein großes Tor und schob mich durch den Spalt. Ein merkwürdiger Geruch schlug mir entgegen. Hunde begannen zu bellen und, als ich näher an sie herantrat, zu heulen wie ein Rudel hungriger Wölfe. Sie standen in großen Zwingern. Dann versuchten sie, ihre Schnauzen durch die Drahtmaschen zu stecken.

Aus einem Schuppen kam ein alter Mann heraus. Er hatte einen schwarzen Bart und auf dem Kopf eine Mütze mit einem abgegriffenen Schirm. Wahrscheinlich haben ihn damals schon, vor 33, selbsternannte Herrenmenschen jedes Mal, wenn er ihnen auf der Straße begegnet ist, gezwungen, vor ihnen die Mütze zu ziehen. Er sah mich freundlich an.

Brauchst keine Angst zu haben, Jungchen, sagte er. Es sind junge Hunde. Die tun dir nichts .

Was machst du da? fragte ich.

Komm, ich zeigs dir!

Ich ging mit ihm in den Schuppen. Ich sah nun, was da so roch: Felle geschlachteter Tiere, innen zum Teil noch roh. Sie hingen an Drähten und lagen gebündelt herum.

Die verarbeite ich und verkaufe sie, sagte er. Er sprach hochdeutsch, mit einem fremden Akzent. Dann sah ich ihm zu, wie er die Felle mit Seifenlauge auswusch und an die Drähte hängte, damit sie trockneten.

Es wurde dunkel, und ich wollte nach Hause, aber der alte Mann sagte:

Wirst Hunger haben, Jungchen. Komm, ich geb dir was mit.

Er ging ins Haus, und ich hörte ihn mit einer Frau sprechen, in einer Sprache, die ich noch nie gehört hatte.

Er brachte mir etwas, das aussah wie gebackener Kuhfladen, zwei Stücke.

Das ist unser Brot, sagte er. Iß man! Es schmeckt gut. Es ist nur anders gemacht als eures.

Ich war natürlich neugierig und biß hinein. Es schmeckte wirklich gut. Ich lief nach Hause, um es meinen Eltern zu zeigen.

Mein Vater stand schon hinter der Tür, einer Glastür, und schimpfte, weil ich so spät nach Hause gekommen war. Er sah den Fladen, nahm ihn mir aus der Hand und trug ihn, zwischen Daumen und Zeigefinger geklemmt, zum Abfalleimer.

Er wusch sich die Hände. Er schrie mich an: *Weißt du, was das ist? Das ist Matze!*

Judenmatze! Da gehst du nicht wieder hin!

Ich habe selten meinen Vater so in Wut gesehen wie an diesem Abend. Er hat nie mehr mit mir darüber gesprochen....“

(S. 35 ff.)

Miroslav/Miros/My:

"Ich war auf der anderen Seite, Reinhard: Mein Vater war Antifaschist. Auch er hat mich stark beeinflusst. Er war, in gewisser Weise, ebenfalls ein Humanist, und ein Kosmopolit, im Goethischen Sinne; die Griechen würden gesagt haben: ein Philanthrop. Dies war für ihn so selbstverständlich, daß er mir gegenüber seine Haltung nie philosophisch begründet hat. Er mißtraute den Philosophen. Sie hinterlassen, sagte er einmal zu mir, Wortgebäude, und darin nisten sich ihre Adepten ein. Andere Philosophen wiederum versuchen, diese Wortgebäude einzureißen. Das sind die, die alles zerreden. Zum Handeln seien die meisten von ihnen nicht fähig. Er hat mir immer wieder gesagt: Du mußt selber sehen, was richtig ist. Ich kann dir da nicht helfen. Du mußt dich aus der jeweiligen Situation heraus entscheiden. Mißtraue allen Theoretikern und allen Besserwissern, ja, auch mir. Ich kann dir nicht sagen, was morgen richtig ist oder falsch. Und heute? Ich sehe, was der Faschismus in unserem Land angerichtet hat. Das habe ich selber erfahren und nicht irgendwo gehört oder gelesen. Mißtraue der Presse und dem Rundfunk! Dem Geschriebenen und dem Gesagten! Halte du selber die Augen auf und die Ohren! Wenn Menschen böse sind, dann versuche, es zu ergründen. In jedem einzelnen Fall. Denn jeder einzelne ist anders. Nicht an Hand von Theorien, sondern konkret, an Hand von Fakten.

Mein Vater hat eine Deutsche geheiratet. Er war eben kein Nationalist. Er hat in Prag deutschsprachige Literatur gelehrt und, als alle tschechischen Hochschulen im Herbst 39 schließen mußten, an einem Gymnasium unterrichtet. Die Germanistik hat ihn eine Weile vor Verfolgung bewahrt. Dabei waren seine Vorlesungen über deutsche Literatur Veranstaltungen gegen den Faschismus. Er hat nie offen agitiert. Es wurde dennoch verstanden. Leider auch von der Gestapo. Wir haben nie erfahren, wer ihn verraten hat. Im Mai 43 wurde er abgeholt, ein Jahr nach dem Attentat auf Heydrich, den Gestapochef. Reinhard Heydrich....“

(...) 1943 war es soweit: Ich hätte mit meinem deutschen Namen und mit deutschen Personalpapieren in der deutschen Wehrmacht einem Wahnsinnigen dienen müssen. Als solchen hat mein Vater schon 1938 Hitler bezeichnet.

Es stellte sich heraus, daß der Hof meiner Großeltern, obwohl in den Bergen versteckt, kein sicherer Ort war. Die Nazis hatten alles durchorganisiert und unter Kontrolle. In der Gemeinde wußte ohnehin jeder von jedem. Deshalb haben wir, meine Mutter, ihre Eltern und ich, lange überlegt, wie ich mich einer Einberufung entziehen könnte.

Eine Hand abhacken, sagte ich und löste einen erheblichen Protest aus, weil dies nicht als Scherz verstanden wurde. Ich bin ja kerngesund und hätte keinem Militärarzt etwas vormachen können. So blieb nichts anderes, als woanders unterzutauchen - in der Großstadt: Prag! Dort leben Verwandte und Freunde meines Vaters: Tschechen und Deutsche, denen vertraut werden konnte.

Mutter stopfte meinen Rucksack voller Brot, Räucherschinken und Ziegenkäse, dazu Socken, Unterwäsche und ein Hemd zum Wechseln. So habe ich mich wie ein Tagelöhner davongemacht. Bei einer tschechischen Kaufmannsfamilie, die am Rande Prags ein großes Anwesen besitzt, fand ich Unterschlupf: auf dem Dachboden eines Lagerschuppens. Dort habe ich mich für die nächsten Jahre eingerichtet.

Ich wurde reichlich mit Essen und Literatur versorgt. Nachts bin ich in den großen Garten gegangen, an die frische Luft. Dabei bin ich einer Razzia gerade noch entkommen. Ein SS-Kommando hat den Schuppen durchsucht, die Tür zum Dachboden jedoch übersehen. Die Tür war durch Häute und Felle, die zum Trocknen aufgehängt waren, verdeckt. Der Geruch, der da vor meiner Klause hing, war ekel-erregend, aber er hielt unerwünschte Spürnasen fern. Deshalb habe ich ihn ertragen können...

Der Kurier

(...) Der Besitzer brachte sechs Mikrofilme, und schon hatte Antonin mit flinken Fingern die winzigen Röllchen in seine Joppe eingenäht. Er hatte wohl bemerkt, daß wir ihm fasziniert zugeschaut hatten. Stolz zeigte er uns sein Werk: *Seht ihr, sagte er, Handarbeit eines Meisters, nicht wahr?*

Er lachte.

Naja, schließlich habe ich das lange genug gelernt. Mit zwölf saß ich auf dem Schneidertisch. Mein Vater ließ mich erst studieren, als ich den Gesellenbrief in der Tasche hatte. Er war, wie ihr seht, ein vorausschauender Mann.

Antonins Augen blitzten verschmitzt.

Naja, ich konnte von meinem Handwerk das Studium finanzieren.

Der Besitzer entfaltete ein Papier, auf dem die Reiseroute des Kuriers beschrieben war, und holte aus dem Innern des Schrankes ein Bündel Generalstabskarten hervor,

eingepackt in Zeitungen und mit Bindfäden verschnürt. Langsam und mit Bedacht, als habe er da eine besondere Kostbarkeit zu enthüllen, löste er die Verschnürung. Er faltete einige Blätter auseinander und legte sie von Prag über Wien und Budapest bis nach Triest nebeneinander auf den Fußboden. Wir knieten davor. Antonin tastete mit dem Zeigefinger den Weg ab, den man ihm diesmal ausgesucht hatte und den der Besitzer ihm aus dem Papier vorlas. Ein Weg mit vielen Schlenkern, auf dem verschiedene Fortbewegungsmittel benutzt werden mußten. Da waren stille Briefkästen aufzusuchen, Kontaktpersonen zu treffen, in Gartenhäusern, Feldscheunen und -schuppen Nachtquartiere zu finden.

Antonin notierte sich alles in verschlüsselter Form auf einem Blatt Papier, das er zusammenfaltete und in ein, er nannte es: *Geheimfach* seiner Joppe steckte. Er sagte, wahrscheinlich, um diesem Augenblick die Dramatik zu nehmen: *Keine Sorge, ich kenne die Route!*

(S. 35 ff.)

Ein Militärpfarrer

Fünfzehn Tage lang an der Spitze der Vorhut, war Miros jeden Augenblick darauf gefasst, auf eine Mine zu treten, oder, als wir den Dschungel durchquerten, in eine Fallgrube zu stürzen und aufgespießt zu werden. Er weigerte sich, wie sonst üblich, diesen gefährlichen Job abwechselnd anderen zu überlassen.

"Hier kann ich wenigstens nicht in einen Hinterhalt geraten", sagte er nicht ohne Ironie. "Du in der Mitte, beim Stab, bist viel mehr gefährdet als ich da vorn. Und ich habe sogar einen geistlichen Beistand. Der Pfarrer war ein paar Mal vorn bei mir, um, wie er sagte, nach dem Rechten zu sehen. Ein Geistlicher müsse überall präsent sein. Ich habe ihn gefragt, ob es nicht genüge, dass der liebe Gott allgegenwärtig ist. *Le bon Dieu* habe ich gesagt."

"Der gute Gott."

"Ja. Der Pfarrer hat meine Ironie nicht bemerkt, vielleicht auch nicht bemerken wollen, denn er hat darauf geantwortet: *Die meisten von euch wissen das nicht oder denken nicht daran, und ich muss bezeugen, dass niemand vor ihm verloren ist.*

Ja was meinst du, was ich dann gesehen habe? Wir machten gerade Pause, und der Pfarrer ging pinkeln. Er öffnete seine Jacke und schob sie weit nach hinten, damit sie nicht bepinkelt werden konnte, und was kam da zum Vorschein? Eine Pistole. Er trägt sie an einem Halfter unter seiner Jacke. Ich habe ihn darauf angesprochen: *Sie tragen eine Waffe, Herr*

Pfarrer?! habe ich erstaunt gesagt. Zuerst schien er überrascht, ich weiß nicht, ob darüber, dass ich es gesehen habe, oder über meine Frage. Dann lächelte er wie gesalbt und sagte: Du bist wohl noch nicht lange in Indochina. Die Viets, diese gottlosen Kommunisten, verstehen keine andere Sprache...

...als die der Waffen.

Ja. Wir sind hier, um dieses Land von ihnen zu befreien. Sie sollten es wissen, Caporal!

Und das ist auch Ihre Aufgabe, Herr Pfarrer?

Unsere, Caporal! Es ist unsere Mission.

Am Ende der Kreuzzüge war alles verloren, Herr Pfarrer, habe ich zu ihm gesagt. Auf einmal hatte er es sehr eilig, zu verschwinden. Seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen."

"Was soll man dazu sagen, Miros? Ich weiß es nicht. Für dich kann ich nur hoffen, dass der Pfarrer deine defaitistischen Bemerkungen als ein Beichtgeheimnis hütet. Sonst machen sie dir die Hölle heiß."

"Er hat etwas zu verbergen, nicht ich, Renard."

(S. 137 ff.)

Dien Bien Phu, 5./6.Dezember 53

"Ich weiß nicht, was in den Köpfen von Generälen vor sich geht. Daß *Castor* ein Desaster wird, so oder so... An deine Prognose hatte ich noch nicht gedacht... ich glaube, wir alle haben diesen Gedanken vom ersten Tag an. Der einzige, der ihn nicht hat, ist Navarre.

"Und keiner traut es ihm zu sagen. Wo er auftaucht, zittern die Knie, heißt es."

"*Castor* ist mehr als die Verrücktheit eines Viersterne-Generals. *Castor* ist ein Beweis europäischer Arroganz. Und Hochmut kommt bekanntlich vor dem Fall."

Während wir hier sitzen, gehen, knapp dreißig Meter von uns, zwei Frauen zum Fluß hinunter und waschen sich. Eine von ihnen hat ihre schwarze Bluse ausgezogen. Ihr Bauch und ihre vollen Brüste zeigen eine Schwangerschaft an. Beide Frauen haben ihre Kopfhaare hinten zusammengebunden. Ihre langen Röcke sind ebenfalls schwarz. Sie scheinen uns nicht bemerkt zu haben.

"Schwarze Thai", sagt Miros. "Das Dorf ist gleich hinter dem Hügel."

Drei lange Pfahlhäuser sind es. Strohdächer, die Wände aus Bambusmatten. Neben den Häusern hockt eine Gruppe von Frauen mit Kindern, schwarz gekleidet auch sie, als kämen sie vom Sonntagsgottesdienst. Die Frauen tragen Kopfhauben. Bordüre schmücken ihre Blusen. Sie bemerken uns, stehen auf, bleiben stehn, offensichtlich verlegen und ratlos. Einige schauen weg, um uns nicht zu sehen. Zwei verdecken mit einer Hand einen Teil ihres Gesichts. Eine der Frauen läuft mit einem Kind im Arm ins Haus.

"Wir hätten Yang mitnehmen sollen", sage ich.

"Yang ist auf dem Flugplatz mit der Gruppe, die du morgen mitnehmen sollst."

"Und sie hier...?"

"Sie fliegen morgen nachmittag."

Jetzt fällt mir auf, daß sie einen Teil ihres Hausrats schon ausgeräumt haben: Bambusmatten, zusammengerollt, Säcke, Stoffbündel, große Tongefäße und zwei schwarze, langborstige Schweine in einem aus Bambusstreifen geflochtenen Korb. So werden sie in den Dörfern und Städten zu Märkte getragen.

Es sind noch mehr Schweine da. Gruzend durchwühlen sie das am Boden verstreute Stroh. Sie ahnen nichts von ihrem Unglück. Ebenso die beiden Hunde. Sie liegen langausgestreckt auf einer Strohmatten und dösen.

Drei Jungen mühen sich mit einer Steinmühle ab. Sie drehen den runden, schweren Stein mit einem langen, dicken, gebogenen Balken. Sie mahlen die letzten Körner.

Ein hagerer, alter Mann humpelt auf uns zu, nimmt seine Ballonmütze ab, lüftet einen kahlen Kopf. An seinem Kinn sprießen wenige lange, weiße Haare. Der Greis verbeugt sich und stellt sich vor uns auf, als wolle er uns den Zugang verwehren.

Miros spricht ihn auf Vietnamesisch an. Der Alte scheint ihn zu verstehen. Er nickt ein paar Mal zustimmend und führt uns in ein Haus. Die Häuser stehen auf kniehohen Pfählen, so daß die Regenwasser darunter hindurchfließen können. Wir steigen hinauf in einen großen, fast leeren Raum. Strohmatten liegen auf dem Boden. Da war nicht viel auszuräumen.

"Sie sind sehr genügsam."

"Sie sind Nomaden gewesen."

"Wenn man sie hier herausreißt, zerstört man ihre Kultur, und sie gehen zugrunde."

"Darauf wird keine Rücksicht genommen."

"Ich werde dem Alten sagen, daß es uns sehr leid tut. Vielleicht versteht er das."

Miros versucht, ihm klarzumachen, daß wir hier nichts zu sagen haben und das, was mit ihnen geschieht, nicht gutheißen können. Viele Worte werden durch Gesten ersetzt. Wir verabschieden uns mit einem Händedruck und erreichen den Stützpunkt zwei Minuten vorm Befehlsempfang.

Ich erwarte eine tüchtige Abreibung durch den Ordonnanzoffizier. Der aber scheint gar nicht bemerkt zu haben, daß wir uns, ohne zu fragen und uns abzumelden, einstweilen "von der Truppe entfernt" hatten.

"Zum Glück hat man nicht nach uns gefragt", sagt Miros. "Ich hatte ja *repos*. Ich muß um neunzehn Uhr wieder auf Patrouille."

Ein Höllenlärm. Sechs Flugzeugmotoren laufen sich warm. Drei Dakotas stehen bereit. Ihre Tragflächen vibrieren. Die Thai, die umgesiedelt werden sollen, sind in drei Gruppen eingeteilt. Sie hocken, dicht aneinandergerückt, neben den Maschinen. Frauen und Kinder, keine Männer. Sie ahnen wohl, was mit ihnen geschehen soll. Die Angst steht ihnen im Gesicht, nackte Angst.

Die Thai sind für ihre Heiterkeit bekannt. Werden sie jemals wieder lachen können? –

(S. 193 ff.)

Die Geschichte vom Karpfen

Mit ruhigen Worten, aber etwas lauter als bisher, sprach der Rôshi weiter:

„Als ich in Frankreich studiert habe, waren mein buddhistischer Lehrer Thây Ngoc Loan und ich einmal Gäste im Hause der Eltern eines Kommilitonen. Wir Jungen tanzten und die Alten diskutierten mit Thây. Am Abend lud der Hausherr uns beide zu einem Gang durch seinen Garten ein. Wir setzten uns auf eine Bank an einem kleinen Teich und genossen die relative Stille. Es war natürlich jedes Mal, wenn die Verandatür geöffnet wurde, Musik zu hören, leise zwar, aber sie drang ins Ohr. Doch der Hausherr hatte uns nicht zum Meditieren an den Teich geführt. Er begann ein Gespräch und sagte, er sei Philologe und habe *unter anderem auch einige buddhistische Texte analysiert*. Ergebnis: Der Buddhismus sei voller Widersinn und entspräche daher in keiner Weise seinem rationalen Weltverständnis.

Thây Ngoc Loan hatte bei seinem langen Aufenthalt in Frankreich immer wieder die Erfahrung gemacht, daß man hier seine Ansichten eher mit Hauen und Stechen verteidigt, als sie zu ändern. Nun sagte er:

Ihr Sohn studiert Physik. Nach meiner Kenntnis gehört Physik zu den Wissenschaften, bei denen es auf äußerste Exaktheit ankommt. Ein Denkfehler, eine falsche Berechnung, kann eine Katastrophe zur Folge haben, besonders bei hochsensibler Technik. Aber auch in der Natur verläuft nicht alles nach den Gesetzen der klassischen Logik. So gibt es in der Atomphysik Phänomene, die dem Grundsatz dieser Logik, dem Satz von der Identität, widersprechen.

Der Hausherr rezitierte: *Alles ist sich selbst gleich.*

Richtig. Sie wissen sicherlich, Daß Licht, also Strahlung, Wellen und zugleich Teilchen, Partikel sind, je nachdem, unter welchem Aspekt Sie es betrachten. Strahlung und Materie, Materie und Energie, Wellen und Teilchen – je weiter man die Natur, die Wirklichkeit erforscht, desto mehr Paradoxa wird man entdecken. Paradoxa lassen sich nicht analysieren. Und haben Sie von dem Kreter gehört, der gesagt hat: Alle Kreter lügen?

Darauf er: *Es gibt natürlich Ausnahmen. Da haben Sie recht.*

Thây Ngoc Loan: *Der Buddhismus weist über das Denkbare hinaus – wie das Leben selbst. Und was geschieht, wenn man darangeht, es zu analysieren? Erlauben Sie mir, Ihnen eine Geschichte zu erzählen, die Geschichte vom Karpfen.*

Gern. Bitte!

Sie hat zwei Teile. Der erste:

Monsieur, Sie sitzen am Ufer eines Teiches und schauen auf das Wasser. Blütenstaub auf einem Spiegel. Am Ufer, Ihnen gegenüber, stehen alte Weiden, wie hier. Lange Äste hängen tief über dem Wasser. Ein Karpfen kommt herangeschwommen, in ruhigen, bedachtsamen Zügen, ein großes Tier. Der Fisch sieht Sie an. Sie erwidern den Blick. Er öffnet sein Maul. Er wartet darauf, daß Sie ihn füttern. Auf der Wasseroberfläche sind Muster entstanden und überlagern die Spiegelung der Weiden. Lichtreflexe. Sie holen aus der Tasche Ihrer alten Jacke eine Handvoll Krümel heraus. Die Krümel sind vom Abendbrot übrig geblieben. Sie streuen die Krümel ins Wasser. Der Fisch schnappt zu. Er verschlingt die Krümel, ehe sie in der schwarzen Tiefe versinken. Jetzt zieht er Schleifen durchs Wasser, aber Ihre Hand ist leer. Er umkreist die Stelle, an der die Krümel ins Wasser gefallen sind. Neue Muster entstehen und zerfließen. Der Fisch ist weggetaucht. Die Oberfläche des Teiches ist blank. Auch die Lichtreflexe sind verschwunden. Der Fisch taucht wieder aus dem Wasser hervor. Er schaut Sie an...

Der zweite Teil:

Sie stehen am Ufer Ihres Teiches und warten auf den Karpfen. Sie haben eine dicke, lange Bambusstange mitgebracht. Am Ende der Stange ist ein Netz, befestigt an einem Reifen aus Draht. Ein Kescher. Den Kescher stecken Sie ins Wasser. Der Karpfen kommt herangeschwommen und öffnet sein Maul. Er schnappt nach dem Netz. Er schnappt ins Leere. Sie drehen den Kescher und ziehen ihn vorsichtig dem Fisch über den Kopf. Der Fisch verfängt sich im Netz. Könnten Sie hören, Sie würden ihn schreien hören. Aber Sie hören nichts. Sie beugen sich nach vorn, um Schwung zu holen, und ziehen den Kescher mit dem schweren Fisch aus dem Wasser. Sie warten nicht, bis es abgetropft ist; mit einem harten Schlag auf den Kopf betäuben Sie den Fisch. Zu Hause legen Sie ihn auf ein Brett. Er zappelt nicht mehr. Sie ziehen Gummihandschuhe an. Sie streifen das Netz von dem leblosen, glitschigen Körper herunter und öffnen ihm mit einem scharfen, sägenartigen Messer den Bauch. Blut und Eingeweide quellen hervor. Die Eingeweide legen Sie ordentlich an den oberen Rand des Brettes. Auch die Schwimmblase. Vorsichtig trennen Sie das Fleisch vom Skelett, nehmen die Augen heraus und schneiden die Flossen ab. Jetzt zerlegen Sie das Ganze in lauter kleine Teile. Sie untersuchen Stück für Stück. Auch den Darminhalt. Um besser sehen zu können, halten Sie eins nach dem andern ins Licht. Unter einer Lupe zerlegen Sie die Stücke in noch kleinere Stücke, dann die Stücke in Stückchen und die Stückchen... Nun brauchen Sie ein Mikroskop. Sie nehmen das Brett mit allem, was da drauf ist, und gehen in Ihr Labor. Dort setzen Sie die Untersuchung der winzigen toten Teile eines ehemals Ganzen und Lebendigen fort...

Wissen wir nun, was ein Karpfen ist? Er schaut uns nicht mehr an!“

(S. 296 ff.)

John

1966. 2. Vietnamkrieg. Ein US-Ranger, einziger Überlebender beim Absturz eines Helikopters, wird, schwer verwundet, von Bergbewohnern aufgefunden und in ihr Dorf gebracht. Es ist eine buddhistische Kommune, die aus Hanoi in die Berge Nordvietnams geflüchtet war und hier anderen Kriegsflüchtlingen, Waisenkindern und Deserteuren beider Seiten ein neues Zuhause bietet. Der Rôshi ist ein zen-buddhistischer Lehrmeister.

Sie bringen ihn auf einer Trage, die sie mit wenigen, schnellen Griffen aus Bambusrohr und Palmenblättern zusammengebunden haben. Sein Kampfanzug ist voll Öl und Dreck, und an einem aufgerissenen Ärmel sehen wir einen mächtigen Bizeps. Vier junge

Thai bemühen sich um ihn; sie ziehen, sie schieben, sie jonglieren den schweren, an der Trage und weiteren Bambusstäben festgebundenen Mann die steile Felsentreppe herauf. Der Rôshi steht bereits am Eingang der Halle. Yang befragt sie und führt sie hinein. (...)

"Sie haben ihn in einen tiefen Schlaf versetzt, um seine Kräfte zu schonen", sagt er.

Bei der Visite überprüft der Roshi, wie jeden Morgen nach dem Zazen, den Sitz der Schienen und legt einen neuen Verband an. Diesmal fragt er, und Than übersetzt wieder seine Worte: "Hast du auf deinen Atem geachtet, John? Hast du dich konzentrieren können? Hast du alle Gedanken loslassen können?"

"Than hat mir gesagt, wenn die Affen herumturnen in meinem Kopf, soll ich sie gewähren lassen. Sie verschwinden wieder von selbst. Aber sie sind nicht verschwunden! Sie haben nach mir gegriffen. Sie haben mich umklammert. Sie haben mich erwürgen wollen. Es waren wirklich Affen, nicht bloß Gedanken. Ich habe lange Arme gesehen. Braune, behaarte Arme. Ebenso die Hände, große Hände. Und einer hat gesagt: *Du hast meine Leute umgebracht, John! Warum hast du meine Leute umgebracht?* Und ich konnte nicht antworten. Ich wollte etwas sagen, aber ich habe nur den Mund bewegt... Rôshi, ich habe getötet! Ich habe eure Leute getötet. Auch Frauen, auch Kinder! Ich war ein Killer! Ich muss mich verachten."

"John, bei uns gibt es keine Verachtung."

"Ich habe sie vom Helikopter aus einfach abgeknallt: die Frauen, die Kinder, die Hühner. Man hat mir gesagt: *Alle Vietnamesen in den Dörfern sind kommunistische Partisanen. Männer wie Frauen. Die Frauen versorgen die Männer mit Proviant. Viele tragen selber Waffen. Und die Kinder spionieren herum. Unsere G.I. sind nirgendwo sicher. Deshalb musst du sie alle töten, John!* Immer wieder habe ich draufgehalten, bis sich unter uns nichts mehr bewegt hat. Das habe ich ja gelernt. Vom Helikopter aus bewegliche Ziele zu treffen, das habe ich gelernt. Anfangs war ich darauf sehr stolz, bis mir ein Büffel unter die Kanone kam. Ich habe ein ganzes Magazin geleert, aber der Büffel ist nicht umgefallen. Wir haben eine Schleife gedreht und sind zurückgeflogen. Der Büffel hatte einen Zaun durchbrochen und raste ein Reisfeld entlang. Auf einmal war er verschwunden. Ich bin sicher, er war nicht tot. Ich hatte ihn mehrmals getroffen, aber er war nicht tot. Er muss sich versteckt haben. Im Dickicht. Im Dickicht am Ende des Reisfeldes, im Sumpf... Dann habe ich von dem Büffel geträumt. Sogar am Tage habe ich von dem Büffel geträumt, mittags, wenn wir *siesta* machten."

"Der Büffel ist in Vietnam ein heiliges Tier. Alle Vietnamesen achten und verehren ihn. Ohne Büffel gäbe es hier keinen Reis. Der Büffel hilft den Bauern das Feld beackern. Das hast du vielleicht schon gesehen, John. Deshalb ist er für uns ein heiliges Tier. Büffel sind unsere Brüder und Schwestern. Außerdem glauben viele von uns, ihre Ahnen seien Büffel gewesen, und sie selber könnten wieder Büffel werden."

Diese Worte treffen John ins Mark. Er wird von Selbstmitleid geschüttelt. Er weint. Erschöpft sackt er zusammen.

Der Rôshi wartet, bis John wieder aufblickt und sagt, leise: "Das ist Vergangenheit, John. Du lebst aber heute, hier und jetzt, und die Vergangenheit ist in deinem Kopf, in deinen Träumen, in deinen Gedanken. Achte darauf, dass sie nicht überhand nimmt! Ja, du hast getötet. Du hast Leben ausgelöscht. Du leidest an deinen Taten. Du hast eingesehen, dass dies nicht richtig war und leidest. Ist es so, John?"

"Ja."

"Du hast dich verführen lassen und hast geglaubt, dass du stark und heldenhaft bist, wenn du alle Befehle ausführst. Ist es so, John?"

"Ja."

"Du hast deinen Vorgesetzten gehorcht, weil du Angst vor ihnen hattest und ein braver Soldat sein wolltest. Ist es so, John?"

"Ja."

"Und du wolltest dich vor deinen Kameraden nicht blamieren. Ist es so, John?"

"Ja."

"Du warst unerfahren. Man hat dich zum Töten benutzt. Und deine Vorgesetzten haben es dir befohlen, als sei dies die normalste Sache der Welt. Eine Ehrensache, nicht wahr? Soldaten werden nicht ausgebildet, um ihre Feinde zu lieben, auch christliche Soldaten nicht."

"Wir haben jedes Mal gebetet, wenn einer von uns in den Sarg gelegt wurde. Wir haben nicht gebetet, wenn wir die Leichen unserer Feinde verscharrt haben... Wir sind Mörder. Ich bin ein Mörder. Ein Massenmörder. Ein Verbrecher, Rôshi. Ihr müsst mich hassen."

"John, wir hassen dich nicht. Wir klagen auch niemanden an, und wir verurteilen niemanden. Wir bestrafen nicht und verlangen keine Vergeltung. Wir wollen nicht, dass wieder Hass entsteht...

(S. 331 ff.)

**Dietrich Stahlbaum, Der Ritt auf dem Ochs oder Auch Moskitos töten wir nicht.
Ein Roman**

© 2000 by Karin Fischer Verlag Aachen. Alle Rechte vorbehalten.